

Dienstag, 12. Oktober 2004

Frisch gelächelt

Da weinte selbst Schubert: Weigls
„Schweizer Familie“ in Wien

Ihr Name, Emmeline, lässt an Schweizer Täler und würzigen Käse denken. Heidi, deren Welt die Berge sind, kann sich ebenso auf sie berufen wie Bellinis Sonnambula. Doch sie ist vor allem Protagonistin der Oper „Die Schweizer Familie“ von Joseph Weigl. Im Uraufführungsjahr 1809 wurde das Werk selbst von Napoleon günstig aufgenommen – in jenem Schönbrunner Schlosstheater zu Wien, in dem es ein engagiertes junges Musiktheaterteam nun, 195 Jahre später, zu reanimieren suchte.

Das Stück war anfangs weit beliebter als manche Oper Mozarts oder sogar Beethovens „Fidelio“. Noch 1918 wurde die „Schweizer Familie“ in München gespielt. Dass das idyllische Rührstück um Rettung aus Bergnot, Heimweh und Liebeswahnsinn seither zur Fußnote der Musikgeschichte herabsank, lag an seinem allzu biedermeierlichen Habitus sowie an Ignaz Franz Castellis recht undramatischer Libretto-Dramaturgie. Dennoch entschält diese Oper den Kern biedermeierlichen Kunstverfahrens. Denn ihre scheinbare Naivität ist so doppelschichtig wie die vermeintlich volkstümliche Haltung jener Epoche, die ja den Eindruck von Schlichtheit auf höchst artifizielle Weise schuf.

Aus pragmatischen Gründen musste die Produktion aufwändige Querverweise dem Programmheft überlassen. Das Dekor bleibt abstrakt, die Schweizer Idylle schrumpft zum auf der Bühne herumgereichten Architektur-Modell, und Kristina Leopolds naiv-zeitlose Inszenierung fordert die ambitionierte junge Sängerriege darstellerisch nur wenig. Marília Vargas trägt als Heimwehkranken die schwerste Erbe unter den Sängern durchaus achtbar. War doch Anna Milder-Hauptmann, Beethovens Leonore, die erste Emmeline. Auch Wilhelmine Schröder-Devrient verdankte ihren Ruhm der „Schweizer Familie“ und beeindruckte darin selbst Richard Wagner.

Einführend widmet das Orchester Dreieck unter Uri Rom sich den zahlreichen Fundstücken einer Partitur, die einige Ausstrahlung hatte: Mancher Nachklang der schlicht-sanglichen Melodien findet sich bei Franz Schubert, dessen Lieblingsoper „Die Schweizer Familie“ gewesen sein soll. In die Zukunft aber wirkte vor allem das große Melodram des letzten Akts. In ihm sind die Erinnerungen des Abends leitmotivisch gebündelt; der Dialog der Singstimme mit der Klarinette inspirierte Schubert zum „Hirt auf dem Felsen“ – übrigens für Anna Milder komponiert –, und Wagner zu den Hirtenweisen in „Tannhäuser“ und „Tristan“. Und schon Oskar Bie bemerkte 1913 zu dieser Oper, nun lächle man, wo man einst weinte, doch man werde „einst weinen, wo man heut lächelt“.

GERHARD PERSCHÉ